

Friedrich Stoltze : ein deutscher Demokrat

Autor(en): **Kahn-Wallerstein, Carmen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FRIEDRICH STOLTZE
EIN DEUTSCHER DEMOKRAT

Von Carmen Kahn-Wallerstein

Wer nach dem Zweiten Weltkrieg zum erstenmal Goethes Vaterstadt, Frankfurt am Main, wiedersah, fand von der Welt, in der dieser Dichter und die Geschwister Brentano aufgewachsen, in der Marianne von Willemer und die Rothschilds gelebt, nichts mehr vor. Die altvertrauten Häuser, Gassen und Winkel lagen in Schutt und Asche, der Römer, die stolze Krönungsstätte der Kaiser, starrte ausgebrannt mit leeren Fensterhöhlen auf die Wüstenei zu seinen Füßen. Dem Frankfurter gingen die Verse durch den Sinn:

«Mir war's, als ob mei Kinnerzeit
Mit allem Klang un Schimmer
Un ihrer ganze Seligkeit
Zerfalle dheth in Trimmer.»

Das Herz, das sich einem zusammenzog, wurde von einem leisen Schauer überrieselt, als man entdeckte, was inmitten dieses unvorstellbaren Chaos erhalten geblieben war: die Justitia vom Römerbergbrunnen, das alte Sinnbild der inzwischen vielfach geschändeten Gerechtigkeit, und das bescheidene Denkmal des Verfassers der soeben zitierten Verse.

Friedrich Stoltze, in dem sich Selbstbewußtsein, Humor und Gutherzigkeit des Freien Reichsstädters so prächtig verkörperten, entstammte keinem Altfrankfurter Geschlecht. Sein Vater und die Eltern seiner Mutter sind «Eingeplackte», «Hergeloffene» gewesen, wie die Reichsstädter alle nicht in der Stadt Geborenen nannten; aber in einem seiner berühmtesten Gedichte erklärt der am 21. November 1816 geborene Stoltze ganz im Sinn des Altfrankfurters:

«Un wär's en Engel, e Sonnekalb:
En Fremder is immer von außerhalb.»

Sein Vater, Friedrich Christian Stoltze, zu Hörla in Waldeck geboren, sprach Hochdeutsch, wie das auch seine Tochter, Stoltzes geliebte Schwester Annette, in ihrem kurzen Leben getan hat. Die Mutter Stoltzes, Anna Maria Rottmann, selbst gebürtige Frankfurterin, entstammte der Ehe eines Neckarsteinachers mit einer

Thüringerin. Anna Maria sprach jedoch bereits den weichsingenden Dialekt, den Goethe von seinen Eltern vernommen und bis zuletzt nicht völlig abgelegt hat. Fritzi, wie der künftige Lokaldichter gerufen wurde, nahm die Sprechweise der Mutter an und behielt sie zeitlebens bei, obwohl er von früh auf sehr viele Mundarten hörte. Denn Vater Stoltze, um 1800 als Oberkellner nach Frankfurt gekommen, übernahm nach seiner Einbürgerung im Jahr 1808 als junger Ehemann am 1. April 1813 die Schildwirtschaft «Zum Rebstock», eine jener schönen alten Liegenschaften, die erst dem Bombenkrieg zum Opfer fielen. Der «Rebstock», Zunftlokal der Bürstenbinder, brachte als Herberge durchziehender Truppen während der Freiheitskriege und reisender Kaufleute während der Messen dem Besitzer ein stattliches Vermögen ein. Der frühere Oberkellner und nunmehrige Rebstockwirt vermochte das Erworbene allerdings nicht zu bewahren. Er verdiente viel und gab gern aus. Der Fritzi verewigte in seinen Erinnerungen und Gedichten einige der originellen, oft aber kostspieligen Einfälle seines Vaters, der beispielsweise einmal ein geräumiges Mainschiff für sich und seine Freunde auf Räder stellen ließ und also eine Schiffsreise in den Taunus unternahm. So war es auch kein Geiz, sondern eulenspiegelhafte Freude am Hintergehen der Zöllner, was den Rebstockwirt und seinen Freund verleitete, das Fleisch für die Wirtschaft außerhalb der Stadt einzukaufen und keinen Fleischzoll am Tor zu bezahlen. Zu diesem Zweck wurde die erstandene Sau mit Mantel, Hut und Schleier bekleidet, in den Fond des Wagens gesetzt und, vom Rebstockwirt liebevoll umschlungen, durch den kutschierenden Freund in die Stadt gebracht. Eines Tages bemerkten beide, daß ein Fremder die lustige Maskerade beobachtete, und beschlossen, durch ein anderes als das ihrer Behausung nächstliegende Tor nach Frankfurt zurückzukehren, da sie mit Recht annahmen, der Mann werde sie anzeigen. Sie kamen unangefochten in die Stadt, gerade als beim von ihnen sonst durchfahrenen Tor ein Wagen unfreundlich angehalten wurde. Zwei Reisende folgten unter Protest der Aufforderung, die Kutsche zu verlassen, damit sie untersucht werden könne, und nur eine Dame blieb im Wageninnern unbekümmert sitzen. Wie aber ward ihr und den Begleitern zumut, als der Zöllner befahl: «Die Sau muß auch raus!» Die empörte Reisende schlug ihren Schleier zurück, und zwei schöne Augen blitzten aus einem lieblichen Gesichtchen den fassungslosen Zöllner an, der nur verdattert die Uneingeweihten so unverständlich wie despektierlich klingende Entschuldigung zu stammeln vermochte: «Verzeihung, ich hab' geglaubt, Sie wären eine Sau.»

Solche Begebenheiten aus der Jugendzeit prägten sich dem Fritzi zwar unauslöschlich ein, geformt wurde er jedoch von den politischen Ereignissen, die dem Jahre 1848 vorausgingen. Es gärte in Stoltzes jungen Jahren in allen Fürstentümern Deutschlands; der Wunsch, aus den vielen kleinen Ländchen ein einheitliches Reich zu schaffen, erfüllte die besten Köpfe und erhitzte sie auch gelegentlich. Ueberall, in Bayern, in der Pfalz, in Württemberg vor allem, sogar in Preußen gab es solche Vorkämpfer eines geeinten Deutschland, und die stolze Freie Reichsstadt am Main glaubte aus ihrer Tradition als Krönungsstadt heraus mit Selbstverständlichkeit an das Recht, die Hauptstadt dieses Deutschen Reiches zu werden. «Fürsten, zum Land hinaus!» lautete der Kampfruf der Männer, die die Schimpfnamen Volksverführer, Demagogen als Ehrentitel annahmen und ihre Tafelrunde in der Hinterstube des «Rebstock» so benannten. Hier saßen sie, die verfemte schwarzrot-goldene Farbe als Kokarde an der Mütze, manchmal als Band am Krug oder an der Pfeife. Hier träumten sie, Bürger und Studenten, vom Ende der Kleinstaaterie und der zukünftigen Herrlichkeit ihrer Stadt.

Vater Stoltze war selbst Demagoge, und in allen Gauen wußten die Gesinnungsfreunde, wo man sich im Fall der Flucht vor fürstlichen Häschern verbergen konnte: im «Rebstock» in Frankfurt am Main!

Zwischen den Tischen, hinter dem Vater, der sich eifrig ums Wohl seiner Gäste mühte, drängte sich der Fritzi herzu und erlauschte all das, was ihm fürs Leben teuer und bestimmend bleiben sollte. Er ahnte nicht, daß seine Schwester Annette nach des Vaters frühem Tod den Idealen zum Opfer fallen sollte, denen die Demagogen huldigten. Revolutionäre Studentenunruhen waren niederkartätscht, die Rädelsführer verhaftet worden, und die schwarzlockige, blauäugige Annette Stoltze machte sich der Gefangenenbefreiung schuldig. Sie kam in den Turm, die Haft sowie die Enttäuschung an einem geliebten Mann untergruben ihre Gesundheit, und ihr Tod schlug dem Herzen des Bruders eine nie verheilende Wunde. Der Rebstockwirt, aus kleinen Anfängen zu etwas gekommen, hatte seinen Liebling Annette in einem ersten Institut erziehen lassen und auch dem Fritzi eine Ausbildung ermöglicht, die ihn über des Vaters Stand hinauswies. Er nahm eigens einen Lehrer ins Haus, der dem Knaben Latein und Griechisch beibringen mußte. Dieser Hauslehrer, Professor Textor, stammte aus der verarmten Familie eines Bruders der Rätin Goethe, war somit ein Vetter des Dichters. Sein Schüler, der Gastwirtsohn aus dem «Rebstock», verehrte und liebte «das alte, grundgelehrte Haupt»

tief und hat ihm beim 1851 erfolgten Tode ein Gedicht gewidmet, das am Schlusse besagt:

«Doch Du bist solcher Geister würdig,
Brauchst nicht zu blicken niederwärts,
Dem Besten bist Du ebenbürtig:
Du bist es durch Dein schönes Herz!»

Aus diesen Versen sprach die Dankbarkeit dafür, daß Professor Textor als erster die poetische Begabung Friedrich Stoltzes entdeckt und gepflegt hatte, von der Vater Stoltze allerdings nicht viel hielt. Er war lang genug in Frankfurt, um einzig den Handelsstand seines Sohnes würdig zu erachten, und dachte, wie der Vater des Dichters Clemens Brentano einige Jahrzehnte vorher gedacht und wie alle echten Frankfurter: «Hannel is doch Hannel!» So mußte Fritzi, wie einst der Verfasser von «Gockel, Hinkel und Gackeleia», in einem Kommissionsgeschäft für Kolonialwarenprodukte den Lehrling spielen. Der Besitzer, Herr Melchin im Haus «Zum Roten Männchen», dürfte in der Auswahl seiner Lehrlinge eine besonders begnadete Hand gehabt haben, denn neben dem Fritzi Stoltze, dem nachmaligen Poeten und Politiker, saß mit dem gleichen Widerwillen gegen die Kaufmannslaufbahn ein späterer Heldendarsteller der Berliner Bühne: Hermann Hendrichs. «Von de Phönizier stammt ihr zwei nicht», seufzte der Prinzipal und meinte, «seine Lehrbuben würden eines Tages als Erfinder des Bankrotts eine Handlung in Lumpenstreichen eröffnen».

Der Musensohn auf dem Kontorstuhl fand eine Trösterin und Bewunderin seiner Verse in berufener Gestalt; denn das Haus, in dem Melchin sein Geschäft hatte, gehörte keiner Geringeren als Frau Marianne von Willemer. So blieben auch diese unerquicklichen Lehrjahre vom Erinnern an Suleikas Wohlwollen überglänzt.

Was Stoltze nachmals gedichtet und erlebt hat, bleibt weitgehend lokalgebunden, und erst in seinen späteren Mannesjahren erweckt sein Schicksal und sein Kampf wieder allgemeines Interesse. Wir wissen, in welchen Gedankengängen Stoltze erzogen wurde. Von Jahr zu Jahr zeigte sich deutlicher, daß sowohl Oesterreich als auch das rivalisierende, aufstrebende Preußen lüstern auf die reiche, mächtige Freie Reichsstadt am Main blickten. Stoltze ist damals mit seinem schlagenden Frankfurter Witz das Sprachrohr der selbstbewußten Bürger gewesen, die ebenso wie Goethes Mutter überzeugt waren: «Frankfurter Bürgertum ist der best' Adel.» Da Stoltze immer wieder die Lacher auf seiner Seite hatte und

weitgehend von der Pressefreiheit profitierte, die in der Frankfurter Verfassung verankert war, erließen die Preußen mehr als einmal einen Haftbefehl gegen ihn. Zwar erwischten sie den Spottvogel nie, immerhin erreichten sie, daß Stoltze viele Jahre in Frankfurt festsaß und sich aus dem Weichbild der Stadtrepublik nicht mehr hinauswagen konnte. Als ihn nach langer Krankheit der Arzt in den Taunus schickte, erfuhren es die Preußen und sandten ihre Häscher. Die Frankfurter jedoch waren geschwinder und retteten ihren geliebten Lokalpatrioten im Nachtgewande seiner Gattin wieder auf sicheren Boden. Als der preußische König dem Frankfurter Fürstentag demonstrativ fernblieb, spöttelte Stoltze:

«Von einem Preußen bis zum Main
So krächzen Unglückskrähen.
Wir können drüber ruhig sein,
Denn Preußen geht nicht an den Main —
Ihr habt es ja gesehen!»

Und doch kam jener Sommer 1866, an dem die Preußen unter Führung des Generals Vogel von Falckenstein in die Freie Reichsstadt einzogen und sie annektierten. Der regierende Bürgermeister Fellner hat die Abgabe von Schlüsseln und Amtskette, die Drohungen gegen die geliebte Stadt im Fall der Widersetzlichkeit, nicht überlebt und sich erschossen; einen preußenfeindlichen Journalisten traf bei seiner Verhaftung der Schlag. Friedrich Stoltze vermochte zu fliehen, vergeblich durchschnüffelten die Preußen die ganze Stadt. Er lachte sie von Stuttgart aus: «Der gesuchteste Dichter is alleweil der Stoltze!» Da es dem Flüchtling an Mitteln fehlte, tröstete er sich beim Anblick des Schillerdenkmals:

«Und als Du einstmals mußttest flüchte
Von Stuttgart bis in unsre Stadt,
Da haste sicher mehr Gedichte
Im Koffer als baar Geld gehat!»

Rasch wird aus dem Flüchtling ein Emigrant, der in der Schweiz Asyl sucht und findet.

«Jetzt in den ‚Stieler‘ steckt die Nas'
Und sucht mit dem Vergröß'rungsglas
Am schönen Lac Léman *Sulpice* —
Hier rast' ich in der freien Schwiz»,

schreibt er den Freunden, die inzwischen die Einverleibung der Freien Reichsstadt in preußisches Gebiet verzweifelt und wehrlos

mit ansehen müssen. Die einst so stolzen Männer des Senates werden, entmächtigt und entmündigt, Vollstrecker preußischer Befehle, und Stoltze reimt gutmütig spottend «Senätercher» auf «weiland Demokrätercher». Dennoch ist er nach Erlaß der Amnestie von Baden-Baden im Herbst 1866 dankbar, in die gedemütigte Vaterstadt zurückkehren zu dürfen, gerade zur rechten Zeit, um das Wahrzeichen Frankfurts, den Dom, niederbrennen zu sehen. Blutenden Herzens klagt der Dichter:

«Alles, was uns lieb und teuer,
Was uns heilig, hoch und wert:
Unsern Tempel fraß das Feuer,
Unsre Freiheit fraß das Schwert.»

Die neuen Herren mit ihrem anmaßenden Kommandoton erfreuen sich in der Mainstadt keiner Beliebtheit. Man erzählt sich von dem Straßenkehrer, den ein preußischer Offizier ansprach: «Ick möchte jern zum Bahnhof.» — «Dann geh'n Se halt hin», antwortete der Frankfurter seelenruhig. Dergleichen Vorkommnisse ärgerten die Preußen hinwiederum, und es gab erneut Verhöre und Verhaftungen. Der heimgekehrte Stoltze jedoch dichtete:

«Weisheit kommt nur mit den Jahren! —
Frankfurt, wenn auch alt an Ruhm
Ist doch jung und unerfahren noch im Potentatentum.
Habt Geduld! Mit gleichen Füßen
Wie Bajazzo übers Seil
Springt man nicht aus einer süßen
Freiheit in das Gegenteil.
Habt Geduld! Nur mit der reifen
Einsicht gehet ins Gericht.
Wir sind jung noch. Wir begreifen
Unser neues Glück noch nicht.»

Es erbittert ihn grenzenlos, daß nach dem Sieg von 1871 Berlin die Hauptstadt des Reiches wird, nicht sein Frankfurt, «das Herz der Nation seit 1848». Und immer wieder zupft er, ein unbelehrbarer Spötter, die strengen Herren am feierlichen Rock. Noch 1876 will man ihn wegen Verhöhnung der Obrigkeit einsperren.

«Ihr könnt in meinen alten Tagen
Mich schleppen vor ein Strafgericht,
Mich samt der Gicht ins Zuchthaus tragen,

Doch bessern, bessern wird's mich nicht . . .
Das Uebel ist mir anerkant
Und so etwas, das haftet sehr!
Es stammt noch von den Demagogen,
Noch aus dem alten ‚Rebstock‘ her»

bekannt Stoltze — und die Preußen lassen ihn schließlich ungeschoren. Denn warmherzige Menschlichkeit und Güte haben Friedrich Stoltze längst zu einem Liebling der Bürgerschaft gemacht, den anzutasten man nicht wagt. Er ist bei Christen und Juden gleichermaßen angesehen, so wie er selbst keinen Unterschied macht. In seinem Garten auf dem Röderberg mit dem Blick auf die Stadt und die Wetterau sitzt er öfters Seite an Seite mit dem greisen Baron Mayer Amschel Rothschild, einem der weltberühmten «fünf Frankfurter». Der jüdische Krösus läßt gern auf Spazierfahrten hier den Wagen halten, um auszuruhen und sich am genügsamen Gemüt Stoltzes zu erwärmen. Er wäre bereit, ihm eine Zeitung zu kaufen, aber Stoltze möchte nach niemandem zu fragen haben. Mayer Amschels Angebote, ihm dienlich sein zu wollen, hat er immer nur für notleidende Dritte in Anspruch genommen. Ein Gast, den Stoltze minder gern in seinem Garten gesehen, erschien nicht um seinetwillen, vielmehr, um Stoltzes Hund «Porculus» zu besuchen. Dieser verzogene Eindringling war der Pudel «Mensch» des menschenfeindlichen Arthur Schopenhauer. Schopenhauer pflegte, wenn Stoltze den zerstörungslustigen Pudel verjagte, den Lokalpoeten mit einem Hagel von Schimpfworten zu überschütten. Dieser jedoch, von des Philosophen Ruhm unberührt, nannte ihn munter einen Siebensortenflegel.

So aufrecht und zugleich immer bereit, mit der Feder für Schwache und Unterdrückte furchtlos zu kämpfen, ging Stoltze durchs Leben. Auch die Preußen hatten schließlich Respekt vor dem alten Republikaner. Als wenige Jahre vor seinem Tod ein Brief einlief, der «An den populärsten Mann zu Frankfurt am Main» adressiert war, zögerte das Kaiserliche Postamt nicht, das Schreiben an den greisen Stoltze zu senden mit dem lustigen Vers:

«Nicht steht der Post es an, zu richten,
Wer wohl am populärsten ist,
Doch nimmt sie an nach den Gedichten,
Daß du es, ‚alter Stoltze‘, bist.»

Als Ostern 1891, am 28. März, Stoltzes Herz, das zeitlebens so glühend für Größe und Freiheit seiner Vaterstadt geschlagen, stillstand, folgten dem Sarg beide Bürgermeister, Magistrat und Stadt-

verordnete, der Theaterintendant und der Dichter Jordan ebenso wie zahllose einfache Bürger. Abertausende grüßten entblößten Hauptes den Toten und schlossen sich dann dem Trauergeleite an. «Die Stadt», so schrieb ein Augenzeuge, «hat einen der Besten und Bravsten zur Ruhe bestattet.»

Und die Stadt, eine ihrer verpflichtenden Tradition bewußte Stadt, errichtete damals aus Spenden, die ohne Unterschied der Klasse und der Rasse zusammenflossen, dem wackern Demokraten und Freiheitskämpfer Stoltze das Denkmal am Hühnermarkt, ganz nah beim alten «Rebstock».

Eine unselige Epoche, die alles, was Stoltze heilig gewesen, verriet und in den Staub der Gosse zog, endete kurz nach dem Untergang des alten Frankfurt, den sie auf dem nicht vorhandenen Gewissen hat. Aber als sei der Geist dieses humanen und humorvollen Demokraten noch immer in der geschändeten, bis zur Unkenntlichkeit verwandelten und verstümmelten Stadt lebendig, entgingen zwei Standbilder der Vernichtung: die Justitia und das Denkmal Friedrich Stoltzes.

Man möchte wohl das Verslein kennen, das Stoltze geschmiedet hätte, wenn er wüßte, daß die westdeutsche Bundeshauptstadt wiederum nicht die Achtundvierzigermetropole Frankfurt ist, sondern — Bonn.